

Heißes Blut

Heißes Blut

Von Frater Otto Heberling, R. M. M.

Südafrika! — In der Kapkolonie, einige Stunden vom Umzimkulu-River, liegt, an einen Bergabhang gelehnt, die Missionsstation Emaus. Es ist eine kleine Missionsstation mit einer kleinen Kapelle, einem kleinen, aber idyllisch gelegenen Missionarshause, einem Schwesternhaus, einer Tagesschule, Stallungen und Wirtschaftsgebäuden. Hinter der Kapelle erhebt sich, ziemlich steil, der sog. „Kreuzberg“. Unser ehrwürdiger Stifter, Abt Franz Pfanner, der Emaus gründete, seine letzten Lebensjahre hier verbrachte und auch seine müden Augen im Tode hier schloß, gab dem Berg diesen Namen. Hat er doch selbst in mühsamer Arbeit diesen Berg hinan einen Kreuzweg errichtet, den er jeden Tag ging und auch jeden Besucher gehen hieß. Auf dem kleinen Friedhof ruht in einem Ehrengrab das Herz des tatkräftigen Mannes und feuerisrigen Missionars. Auf diesem Friedhof stand ich vor einigen Monaten auch an einem anderen frischen Grabeshügel. Er deckt die leiblichen Überreste eines Mannes, der gerade in der Zeit, da ich mich im stillen Emaus einige Zeit zur Erholung aufhielt, ein tragisches Ende fand. Ich will die Geschichte kurz und schlicht erzählen:

Abend ist's! Ein Abend, so schön und still, wie man ihn nur in der Einsamkeit, in Gottes freier Natur auf sich wirken lassen, — erleben kann. Auf der Missionsstation Emaus hat man sowohl den Frieden und das Glück der Einsamkeit als auch alle Genüsse einer reichgesegneten Gottesnatur. — Blutrot verschwindet gerade der Sonnenball hinter den Gipfeln der Drakensberge, die dort im Westen dem schauenden und genießenden Auge Einhalt gebieten. Eine Weile noch glühen die zackigen Gipfel und Firnen — purpurn — dann rosafarben. Jetzt winken sie in ihrer gewöhnlichen bläulichen Färbung allen Bewohnern gen Osten einen letzten Abendgruß zu. Schnell wird es Nacht. Auf den ausgedehnten Weideflächen, wo kurz zuvor noch die Viehherden sich gütlich getan, die schwarzen Hirtenbuben träumend im Grase gelegen waren, ist's stille und einsam geworden. Die Röhre, Ochsen, Schafe und Ziegen sind in ihren schützenden Hürden geborgen. Sternlein um Sternlein blüht am Himmel auf. Hinter dem „Kreuzberg“ taucht jetzt auch langsam das schöne Sternbild des südlichen Himmels das Kreuz des Südens, empor und verkündet allen, die seine stumme, aber eindringliche Predigt verstehen: Im Kreuz ist Heil! Es ist jetzt schon ziemlich dunkel geworden. Vom Myembe-Urwald herüber klingt ab und zu ein Geräusch wie fernes Hundeheulen. Hungrige Schakale gehen auf Raub aus. Die Schäflein und Ziegen in den Hürden ver-

nehmen die schaurige Musik ebenso, — erzittern — und suchen Schutz zwischen ihren stärkeren Gefährten, den Ochsen und Rühn.

Aus den Hütten der umwohnenden Eingeborenen dringt Feuerſchein. Fleißige Frauenhände bereiten die Abendmahlzeit. Bald iſt dieſe hergerichtet. Es gibt Maisbrei, das tägliche Brot der Schwarzen, dazu etwas Kürbiſmus. Jeder bekommt ſeinen Teil. Nach dem Eſſen ſiht man noch erzählend um's offene, flackernde Feuer. Die Männer, Burſchen und Knaben auf der einen, die Frauen, Mädchen und ganz kleinen Kinder auf der anderen Seite. In einer Hütte iſt eine große Anzahl Leute verſammelt. Verwandte ſind's, die da zuſammengekommen ſind. Die Unterhaltung geht lebhaft voran. Iſt die Urſache dieſer lebhaften Unterhaltung etwa im Herumgehen eines großen Gefäßes mit Uſchwala, dem Nationalgetränk der Schwarzen zu ſuchen? Vielleicht iſt es Miturſache. Alleinurſache ſicher nicht; denn die Schwarzen ſind ja Südländer, Südafrikaner und als ſolche in der Unterhaltung immer recht lebhaft und beweglich. Heißes Blut, Afrikanerblut rollt und quillt in ihren Adern. Bei dieſen Vorausſetzungen braucht man ſich aber nicht zu wundern, daß unter den in der Hütte verſammelten plötzlich eine Meinungsverſchiedenheit, ein Wortſtreit entſteht. Wer kennt das Menſchenherz in ſeiner tieſten Tiefe ſo genau, daß er immer ſagen könnte, was in ihm ſo ganz urplötzlich eine Erregung, einen Sturm, einen Orkan zu entſachen vermag! So auch hier. Die Erregung war da. Der Sturm ausgebrochen. Rede und Gegenrede folgten Schlag auf Schlag. Behauptungen werden aufgeſtellt. Widerlegungsverſuche folgen auf dem Fuße. Ein jung verheirateter Mann, namens Anton, alſo ein Chriſt, wird beſonders laut und heftig, ſpricht Verwünſchungen und Drohungen aus und verläßt dann mit wild funkelnden Augen, geballten Fäuſten und bebenden Lippen die Hütte. Wohin geht er?

Mit ein paar großen Sprüngen eilt er zu ſeiner Hütte, kniet in einem Winkel nieder, ergreift zwei dort verborgene Gegenſtände und kehrt mit Raſengeſchwindigkeit zur erſten Hütte zurück. Hinein geht er aber nicht, ſondern er bleibt wartend und lauernd einige Schritte vor dem niedrigen Hütteneingang ſtehen. Drinnen hat ſich der Lärm ſchon wieder etwas gelegt. Jetzt ſcheint man ſich auch zu erinnern, daß ſich einer entfernt hat. Sofort erhebt ſich ein ebenſo noch junger Mann, Stanislaus heißt er, um nach dem Ausreißer Umſchau zu halten. Horchend und ſpähend tritt er vor die Hütte und — in demſelben Augenblick vernehmen auch ſchon die in der Hütte zurückgebliebenen einen wehen Aufſchrei. — Im Nu ſind alle auf den Beinen und aus der Hütte und da ſehen ſie, ſtarr vor Entſetzen gerade noch, wie der zuerſt in großer Erregung aus der Hütte fortgelaufene, dem Stanislaus, ſeinem Schwager einen Afſegai in die Bruſt ſtößt. Schon der zweite iſt's. Der erſte Speer ſteckt ſchon mitten in ſeinem Herzen. Noch einige röchelnde Laute und der zu Tode Getroffene liegt ruhig und ſtill.

Sein Leben ist entflohen. Beide Affegaie stecken noch in seiner Brust. Die Schäfte wachsen wie zwei Bäume aus seinem Herzen. Aus der Hütte fällt flackernder Lichtschimmer vom Lagerfeuer auf den Toten. Ein schauriges Bild! — — — Eine Weile noch stehen die Leute vor Schreck erstarrt, dann ein zweiter Aufschrei und ein wehes Wimmern. Die Frau des Gemordeten und seine Kinder stürzen sich auf den Leichnam und die Nacht hallt wider von ihren Weherufen. Mit der friedlichen Stille ist es jetzt vorbei. Aus den benachbarten Hütten laufen die Leute zusammen. Der Täter, der in dumpfem Brüten einige Schritte von der Leiche entfernt dasteht, wird von Männern gebunden, gefesselt. Er läßt alles über sich ergehen wie geistesabwesend. Noch in derselben Nacht liefen einige Männer zur nächsten Polizeistation. Die anderen aber halten Totenwache. Am nächsten Morgen wird der Täter von Polizisten abgeführt. Ich selbst befand mich an diesem Morgen ganz in der Nähe des Tatortes. Mit dem Missionar von Lourdes hatte ich verabredet, auf der Außenstation St. Xaver mit noch anderen Mitbrüdern zusammenzutreffen. Dies geschah. Und so erfuhren wir vom Katecheten, der auch ganz in der Nähe wohnt, gleich den traurigen Fall. Es ging ja auch uns etwas an. Beide Familien, die das Unglück betroffen sind ja — katholisch. Wie oben schon angedeutet, sind die Frau des Getöteten und die Frau des Täters Schwestern.

Am nächsten Morgen wohnte ich in Emaus dem Begräbnis des so jäh aus dem Leben gerissenen bei. Es hatten sich viele Leidtragende eingefunden. Der Pater Missionar richtete zum Schluß einige Trostworte an die Trauerversammlung. Er sprach vom leidenden und sterbenden Heiland, von der Geduld im Leid und vom Verzeihen. Auf letzteres hinzuweisen ist bei den feurigen Afrikanern schon notwendig. Ob der so schnell dahingegangene nicht eine Ahnung von seinem nahen Ende hatte hatte? — Am Nachmittag desselben Tages, der für ihn der letzte war, hatte er in Emaus ein kleines Geschäft zu erledigen und bevor er dann fortging hat er noch einen — letzten — Besuch beim göttlichen Heiland im Tabernakel gemacht. Dieser wird ihm sicher ein gnädiger Richter gewesen sein.

Es wird wohl niemand so naiv sein und glauben, daß mit der Taufe auch gleich alle Schwarzen schon Heilige sind. Guten Willen bringen gewiß alle mit. Doch auch für die Afrikaner gilt das Wort: der Geist ist zwar willig, aber das Fleisch ist schwach. Auch für die schwarzen Neubekehrten besteht immer noch die Gefahr des Rückfalls in alte heidnische Laster und böse Gewohnheiten. Viele müssen ja nach wie vor mit ihrer heidnischen Umgebung zusammenleben. Kein Wunder, wenn Schwachheiten, Rückfälle und auch Abfälle vorkommen. Tausende und Tausende gehen gut und unverdorben in die Städte um zu arbeiten und Geld zu verdienen, lernen aber doch das Neuheidentum und die Laster der Weißen kennen und kommen dann gewöhnlich ver-

dorben an Leib und Seele zurück. Auch unser Anton hatte schon lange Zeit in Johannesburg gearbeitet. Diese Stadt wird von einem afrikanischen Schriftsteller mit dem wahren, wenn auch nicht schönen Namen: „Universität des Lasters“ bezeichnet. So kann es dann leicht kommen, daß in manchen Herzen vom Christentum und von katholischen Grundsätzen nicht mehr viel übrig bleibt. Ob's bei unserm Anton auch schon so weit gekommen war? — Vielleicht! — Doch laßt uns die Geschichte wieder verfolgen: Am Tage nach der Beerdigung des Toten wird der Gefangene von der Polizeistation in's Distriktsgefängnis geführt. Inmitten zweier berittener Polizisten geht er gesenkten Hauptes seines Weges. Die Sonne brennt unbarmherzig auf die Wanderer herunter. Da ihr Weg an der Missionsstation Emaus vorbeiführt und sie von da immer noch einige Stunden bis zum Ziel haben, bitten die Polizisten für sich und den Gefangenen um eine kleine Stärkung. Diese wird ihnen gewährt. Der Missionar fragt den Gefangenen, wie alles gekommen; ob er betrunken gewesen sei. Dieses verneint er und verneint es auch bei jedem Verhör, obwohl die Bejahung vielleicht als Entschuldigungsgrund mitgerechnet worden wäre. Auf weitere Fragen sagte er uns, daß er zwar schuldig, die anderen aber auch nicht ganz unschuldig seien. Ob er mit „den andern“ auch den Erstochenen eingeschlossen wissen wollte?! Ich weiß es nicht. Auf alle Fälle konnte man merken, daß ihn die Tat gereute. Er war also noch nicht so schlecht, wie es auf den ersten Anblick scheinen mochte. Auf den Rat des Missionars er solle, falls er zum Strang verurteilt werde, zuvor einen Priester verlangen, geht er willig ein. Vorläufig konnte dann der Missionar weiter nichts tun. Die Polizisten drängen zum Aufbruch.

Nach 14 Tagen aber, als der Missionar hört, daß sich der Gefangene immer noch in dem Distriktsgefängnis befindet, erbittet er vom Magistrat die Erlaubnis, bei demselben einen Besuch machen zu dürfen. Dies wird dem Missionar gewährt. Er besucht den Armen im Gefängnis. Die Freude war natürlich überaus groß. Ja, er verlangt sogar zu beichten. Diese Bitte wird ihm gerne erfüllt. Nachher erklärt der reuige Sünder immer und immer wieder, daß er jede Strafe gerne annehme um seine Bluttat zu sühnen, auch die Todesstrafe. Am nächsten Morgen wird das Gefängnis dann sogar zum Gotteshaus. Der Missionar bringt dem Gefangenen von einer nahen Außenstation, wo er die hl. Messe gelesen, die hl. Kommunion. Dieser empfängt das Brot des Lebens mit rührender Andacht und Sammlung. Die Mitgefangenen, die noch alle Heiden sind, folgen erstaunt und mitgerührt der hl. Handlung. Vielleicht klopft beim einen oder andern die Gnade etwas stärker an als sonst. Nach Beendigung der hl. Handlung richtet der Missionar auch in diese verlorenen Schäflein einige belehrende Worte. Sie hören aufmerksam zu und erklären zum Schluß, sie wollten

noch mehr als bisher mit dem Anton zusammenbeten. Also der Anton hatte mit seinen Mitgefangenen gebetet?! Auf die Frage des Missionars bejaht Anton dieses und bittet zugleich um einen Katechismus, damit er seinen Mitgefangenen jeden Tag Religionsunterricht erteilen könnte. Bei nächster Gelegenheit erfüllt der Missionar ihm auch diesen Wunsch. Und als sich der Missionar bei einem abermaligen Besuch näher erkundigt, sieht er, daß der Gefängnis-katechet seinen Mitgefangenen schon eine Reihe christlicher Glaubenslehren eingeprägt hat. — Inzwischen hatten auch die Vorverhandlungen ihr Ende gefunden. Deshalb wurde der Gefangene eines schönen Tages vom Distriktsgefängnis ins



Heidnische Sitzung

Provinzgefängnis überführt. Der Tag der Hauptverhandlung rückt heran. Das Urteilt wird gefällt. Es lautet aber nicht auf Erhängen, wie man anfangs, als die Sache noch nicht geklärt war, gemeint hatte, sondern nur auf drei Jahre harte Arbeit. So ist doch Hoffnung vorhanden, daß nach diesen 3 Läuterungsjahren, sich das noch sehr heiße junge Blut, das in Antons Adern pulsiert, etwas abgekühlt hat und er mit der Gnade Gottes, einer guten Seelsorgerhand und liebenden Mitmenschen ein tüchtiges Glied der menschlichen Gesellschaft wird. Gott weiß auch das Böse zum Guten zu lenken. Vielleicht wird gerade er, für manch einen seiner Mitgefangenen Wegweiser zum Himmel. — Wir aber wollen uns fest vornehmen gegen solche, die aus dem Gefängnis oder Zuchthaus entlassen werden, niemals lieblos zu

sein, oder sie am Ende gar verachten. Reichen wir ihnen im Gegenteil liebend und helfend die Hand, damit sie an der Menschheit nicht zweifeln, sondern mit Zuversicht und Gottvertrauen ein neues besseres Leben beginnen. Bedenken wir immer: Hätten wir die Eltern von diesem und jenem gehabt, wären wir so schlecht erzogen worden, wie jener und diese, wären wir in einer solchen Umgebung aufgewachsen, hätten wir dieser und jener nächsten Gelegenheit auszuweichen versucht, aber durch Umstände schließlich nicht mehr anders können und noch andere Voraussetzungen mehr, dann wären wir vielleicht noch viel, viel tiefer gefallen, als dieser Mann, diese Frau, jener Bursche und jenes Mädchen, die ihre Tat im Gefängnis oder im Zuchthaus völlig gesühnt haben. Wir laden eine schwere Schuld auf uns, wenn wir ein geknicktes Rohr vollends abbrechen, oder einen noch glimmenden Docht ganz auslöschen.

Notizen eines kath. Missionsarztes

In meinen letzten Notizen erzählte ich von den vielen langen Reisen, die ich aus ärztlichen und anderen Gründen unternehmen mußte. Auch der Monat November brachte mir viele Autofahrten. Während des Monats wurde ich zu dringenden Krankheitsfällen nach vier verschiedenen Missionsstationen gerufen, deren jede mehr als hundert Meilen von Mariannhill entfernt war. Bei einer anderen Gelegenheit besuchte ich eine Außenstation in 48 Meilen Entfernung, wo ein hochherziger und energischer Lehrer ein oder zweimal im Monat eine ganze Anzahl von Patienten sammelt und mich dann zu ihrer Behandlung herbeiruft. Am Ende des Monats hatte ich die Ehre, Sr. Excellenz den Apostolischen Delegaten, zur Grundsteinlegung des eingeborenen Priesterseminars zu fahren, das ungefähr hundert Meilen von Mariannhill entfernt ist.

Doch der Monat Dezember brachte alle Meilenreforde meines ausdauernden Wagens. Ich erhielt eine sehr dringende Einladung zur Hauptstation der Oblaten von Basutoland, Roma-Mission, wo ein Ferienkurs für eingeborene Lehrer vorbereitet war. Auf Wunsch nahm ich einen Vater von Mariannhill mit, der eine Autorität ist auf dem Gebiete der katholischen Soziologie, angewandt auf die Verhältnisse der Eingeborenen. Er hielt darüber eine Reihe von Vorträgen, während ich einen Kurs über Hygiene gab.

Auf der Reise nach Basutoland machte ich einen Umweg über Uliwal North auf ausdrücklichen Wunsch des dortigen Apostolischen Präfecten. Eine Missionsärztin, Dr. Anna Heufamp, entfaltet dort eine rege Wirksamkeit mit einem kleinen Spital in der Eingeborenen-Reserve. Es war für mich von großem Wert, mit ihr die verschiedenen Probleme der missionsärztlichen Arbeit durchzusprechen und unsere Erfahrungen zu vergleichen. Nicht nur das medizinische Werk, auch die Anfänge kirchlicher Kunst und die vielseitige missionarische Tätigkeit in Uliwal North war für mich eine Quelle neuer Anregungen.

Nach einer Fahrt von 678 Meilen von Mariannhill gerechnet erreichten wir Roma und verbrachten dort eine genutzreiche Woche. Die hundert katholischen Lehrer und Katecheten waren augenscheinlich mit dem festen Entschluß gekommen zu lernen, was sie konnten, und der Geist, der den ganzen Kurs hindurch herrschte, war ausgezeichnet. Es würde zu weit führen, alles, wenn auch nur kurz aufzuzählen, dessen die Mission von Roma mit ihrer weitverzweigten Wirksamkeit sich rühmen kann. Etwas aber fehlt ihr noch, wollte Gott, daß diese Notizen Auge und Herz eines Mannes treffen möchten, der diese Lücke ausfüllen könnte, es ist nämlich kein Missionsarzt dort. Und doch scheint es